

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 224 (1951)

Artikel: Der Luftschiffer
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Luftschiffer

Erzählung von Otto Zinniker

Unser Bauerngütlein war eines der kleinsten Anwesen des Dorfes; doch was ihm an Bedeutung abging, holte es durch seine hohe, freie, einsiedlerische Lage am Berghang reichlich ein. Der Blick wanderte von dort über das breite, ebene Talgelände, wo wir weit draußen einen Streifen Land zu eigen hatten, über jenseitige Hügelzüge mit dem Städtchen zu Füßen, durch verträumte Nebentälchen, zum Jura im Norden und zu den Alpen im Süden. So bescheiden das Höflein auch war, es bleibt für uns doch der Mittelpunkt der Welt. Denn dort erlebten wir Kinder das erste Licht, dort aßen wir das erste Brot und die ersten Früchte der Bäume, dort kam das erste Staunen vor den Blumen des Gartens, vor dem Schwalbenflug und den traumhaft im Blauen segelnden Wolken über uns. Auf der Suche nach Fallholz schauten wir den Wald, die uralten Weimutskiefern, deren Wipfel so unbegreiflich hoch im Winde rauschten, den von Ginster, Farren, Spiräen und Tausendgüldenkraut überwucherten Steinbruch und den geheimnisvollen Weiher im grünen Revier. Man schritt über gelobtes Land, über Land des Segens und der Stille.

Es standen bloß zwei Kühe im Stall, der „Fleck“ und der „Spiegel“; doch in Ermangelung männlicher Arbeitskräfte mußten wir drei Brüder vor und nach dem Schulgang tüchtig Hand anlegen. Der eine machte sich in der Futtertenne zu schaffen, dem zweiten war das Melken überbunden, der dritte trug die Milchbrente zur Käseerei. Nebenbei fanden wir doch noch Zeit zu Streichen und Raufereien mit Dorfkameraden oder mit den jungen Burschen aus Hinterwald, die den Konfirmandenunterricht bei uns in Muggenbach besuchen mußten. Oft entsprangen aus nichtigen Gründen Schlägereien, mit denen sich nachher Lehrer und Pfarrer, bisweilen sogar die Schulbehörde befaßten. Des Lebens Ernst lernten wir erst kennen, als rasch nacheinander unsere Eltern starben, als später das Heimwesen eines Nachts in Flammen aufging und nicht wieder aufgebaut wurde. Wir waren eine wilde Gesellschaft gewesen, aber das fand nun sein Ende. Wir zogen nach verschiedenen Richtungen in die Welt hinaus

und behielten nur die Erinnerung an die verschwundene Herrlichkeit.

Die Großmutter hatte nicht nur ihren einzigen Sohn, sondern auch ihren Mann an einem Schlaganfall sterben sehen und war von dieser Zeit an alleinige Besitzerin des Gutes. Im Heuet und während der Getreideernte, beim Dreschen und Mistausfahren halfen ihr wackere Nachbarn gelegentlich aus. Zur Aufrundung des schmalen Ertrages nahm sie gegen bescheidenes Kostgeld Armengenössige der Gemeinde an den Tisch, Männlein und Weiblein, die zwar keine Stricke mehr zerrissen, aber in Küche und Feld doch noch ein Geringes hantieren konnten, Sonderlinge und Käuze, die sich im Leben nicht mehr zurechtzufinden vermochten. Als wir aufgerüttelt ins Dasein traten, waren es die „verrückte Elisabeth“ und der „Luftschiffer“, die uns der Armenvogt zugeführt hatte.

Die verrückte Elisabeth fristete in einem muffigen Loch zu ebener Erde, das einst als Werkzeugraum gedient haben mochte, ihr verstörtes Leben. Sie war eine Kellerpflanze, aber so zäh von Natur, daß sie nach der Auflösung unseres Haushalts hochbetagt in der Irrenanstalt nochmals versorgt werden mußte. Sie nahm keine Notiz von den Menschen, und ihre Hände ruhten wie gelähmte Flügel beschäftigungslos im Schoß. Nur in der warmen Jahreszeit kroch sie ans Licht hervor, schlarrte ein wenig herum, hoßte sich auf den Fenster Sims, starrte mit Augen, die nichts mehr fassen konnten, vor sich hin und geriet mit dem Haupt gleich einer aufgezogenen Puppe in eine langsame, ununterbrochene Nickbewegung, als dächte sie über schwierige Welträtsel nach. Ihr Gewand strömte einen ekligen Modergeruch aus, so daß man sich im Vorbeigehen die Nase zuhalten mußte. Sobald die inwendige Feder entspannt und das Uhrwerk abgelaufen war, erhob sie sich mit malmenden Lippen und kehrte langsam in ihre Höhle zurück. Vom Spätherbst bis zum Frühling döste sie dort ganz im Verborgenen. Man stellte ihr das Essen auf ein Taburett vor die Tür. Alle Bemühungen, der verrückten Elisabeth eine menschenwürdige Lebensweise beizubringen, wozu unsere Großmutter doch besonders geeignet gewesen wäre, erwiesen sich als fruchtlos. Sie war ein Wesen, das nichts begehrte, stumm und friedsam wie der Maulwurf in seinen Gängen.

Aus ganz anderem Holz war der Luftschiffer geschnitten. Mit dem richtigen Namen hieß er Jakob Näpfli, doch wurde er höchstens am Sonntag so gerufen, wenn auch auf unserem Gütlein alles etwas feierlicher zugeht als sonst. Dieser Beiname, der bald weit über das Dorfgebiet hinausging und gäbe wurde, war ihm zugelegt worden, weil er sich für einen Nachfahren der Griechen Dädalus und Ikarus hielt und, aufgemuntert durch den Schneider von Ulm, an der Erfindung des Fliegens herumstudierte. Er war von Beruf Uhrmacher gewesen und hatte mit seinen sechzig Jahren ein bewegtes Leben hinter sich. Ich sehe im Geiste noch heute, wie er eines Vormittags an der Seite des Armenvogtes das Weglein heraufgetrappelt kam und von der Großmutter, die in der Hofstatt eben die Hühner fütterte, in Obhut genommen wurde. Er trug am geschulterten Stock eine Segeltuchtasche, die all sein Hab und Gut enthielt. Sein rüstiger Begleiter, Bauer und Mitglied des Gemeinderates, forderte ihn in unserer Gegenwart auf, sich endlich zusammenzunehmen, auf das verfluchte Schnapstrinken zu verzichten und zu zeigen, was er einmal für ein Kerl gewesen sei. Der neue Verdingmann gab die Antwort erst, als sich der andere entfernt hatte.

„So einer hat leicht reden“, krümelte er hervor und zwinkerte dabei mit den lebhaften, blutunterlaufenen Augen.

Schon am ersten Tage, da wir im Hard nebeneinander arbeiteten, merkte ich dem Jakob Näpfli an, daß er einmal in besseren Schuhen gestanden haben mochte. Er handhabte Gabel und Rechen mit der beschaulichen Genauigkeit des Feinmechanikers. Dann und wann machte er Andeutungen von einer Zeit, die ihn auf der obersten Sprosse der Erfolgsleiter gesehen habe. Mochte ihn jemand beobachten oder mochten Gewitterwolken über den Wald heraufstoßen, seine Bewegungen blieben ruhig und gelassen wie sonst, und es schien ihm einerlei zu sein, ob wir das



Ich sehe im Geiste noch heute, wie er eines Vormittags an der Seite des Armenvogtes das Weglein heraufgetrappelt kam.

Jeder rechtzeitig unter Dach brachten oder nicht. Es fiel mir bald auf, daß er mit Vorliebe vor sich hin brümelte und dunkle Anspielungen auf Dinge machte, die ich vorläufig nicht begriff. Es kam hinzu, daß er beim Grasholen gern den Umweg durch das Dorf einschlug, damit er gegen die Warnung des Armenvogtes bei der Pinte für ein Weildchen unterstehen konnte. Er ging mit einnickenden Knien schon ein wenig gebeugt, und seine zweimal zu weiten, von einem Riemen lässig gehaltenen Hosen verliehen ihm das Aussehen eines Schlottermännchens. Aber in seinen Augen stand etwas, das einen so merkwürdig anschauen konnte, daß man es nicht mehr vergaß. Manchmal lief über sein Runzelgesicht der Widerschein eines inwendigen Lichtes, seine von schütterem Bart umkräuselten Lippen begannen ohne erkennbaren Grund angrifflich zu zucken und beschwörende Worte zu formen, wobei ihm der verbeulte Hut ruckweise in den Nacken rutschte. Dann dachte Näpfli wahrscheinlich an seine Luftschiffprojekte, mit denen er in seinen alten Tagen sich die Welt zu Füßen zwingen wollte.

In bedächtiger, langsamer Art zog er mich im Laufe der Zeit ins Vertrauen. Er werkte am liebsten allein, abseits, am Rande der Wiese, und es mußte schon eine besonders gute Stunde sein, wenn er uns eines Blickes würdigte, ein Scherzwort hinwarf oder zu irgendeiner Frage seine Meinung äußerte. Obwohl er in vielem Bescheid wußte, übte er fast immer Zurückhaltung, sei es, daß er sich erhaben dünkte, oder sei es, daß ihm manches nicht mehr ans Herz rührte.

Einmal wurde ich ungewollt Zeuge, wie er hinter dem geladenen Graswagen mit schlürfenden Zügen Brantwein trank.

„Was tust du da?“ redete ich ihn an, obgleich mich die Sache im Grunde nichts anging.

„Ich suche das Elend wegzuspülen“, antwortete er und steckte das halbgeleerte, flache Deziliterfläschchen in die Busentasche zurück. Während einer Rast auf der Heimfahrt zwinkerte er mir zu:

„Wir haben jetzt ein Geheimnis miteinander, nicht wahr?“

Ich ahnte, was er damit sagen wollte, und sicherte ihm Stillschweigen zu. Damit war unsere Freundschaft, die ich später leichtsinnig brechen sollte, besiegelt.

Noch am selben Abend bat ich ihn im Stall, mir etwas aus seinem Leben zu erzählen.

„Da müßte ich weit ausholen, und das meiste wäre nicht für deine Ohren“, sagte er, um mich abzuerschüteln.

Aber diese Ausrede spannte meine Neugier so sehr auf die Folter, daß ich nicht locker ließ.

„Vergiß nicht, daß man dich beim Armenvogt verklagen könnte“, drohte ich.

Darob stuzte der Alte. Er nahm die Pfeife aus dem Mund, was er sonst nur zum Essen und zum Schlafengehen tat, und spuckte kräftig in die Jaucherinne. Eine Glut stieg ihm ins Gesicht, aber sie verflog wie ein Blitz und donnerte nur dumpf aus der Ferne:

„Also, wenn du es doch zwingen willst, du Saferment!“

Mit einer an seinem gesäglichen Wesen auffallenden Gesprächigkeit berichtete der Luftschiffer von frechen Lausbubenjahren, von ersten Leiden unter einer bösen Stiefmutter, von der Flucht aus dem Elternhaus, vom Uhrmacherberuf in einem Juradorf, dessen Namen er übergang, von

Aufstieg und Niedergang, von Entwürfen und Enttäuschungen, von guten und schlimmen Wegen. Es war eine menschliche Tragödie, die zwar spürbare Lücken aufwies, mir im ganzen aber doch den Atem benahm. Es stellte sich heraus, daß Näpfli verheiratet gewesen war, aber auch in der Ehe Schiffbruch erlitten hatte. Es wirkte ein feindseliger Dämon in seinem Dasein, der nach seinem eigenen Bekenntnis Großes plante und es später im Stiche ließ, enge Bande knüpfte und sie im Unmut zerriß, den Menschen dienen wollte und dabei das eigene Leben vernichtete. Am Ende der Beichte wischte er sich, ein wenig von mir abgewandt, etwas Feuchtes aus den Wimpern.

„Auch darüber wirst du schweigen, Bürschchen, sonst sind wir fertig miteinander.“

„Du kannst darauf zählen. Was ich vorhin wegen des Armenvogtes sagte, ist dummes Zeug“, bekannte ich reumütig.

Es ist mir, als wären diese Worte erst gestern zwischen uns hin und her gegangen.

*

Jakob Näpfli war nun schon seit einigen Monaten bei uns verkostgeldet. Die Spätherbststürme peitschten die letzten Blätter von den Bäumen, und auf den Juraflam legte sich das reine Weiß des ersten Schnees. Man konnte etwa bemerken, wie der Luftschiffer nach dem Mittagessen die Scheune betrat, suchte das Türchen hinter sich zuzog und erst im Eindämmern wieder zum Vorschein kam. Wo er sich in der Zwischenzeit aufhielt, blieb allen ein Rätsel. Es waltete ein Geheimnis über ihm, und es fiel uns auf, daß er, in sich gefehrt, ununterbrochen über etwas nachsann und bei Tisch oft kaum Gabel und Löffel berührte. Bisweilen zuckte ein Wetterleich in seinen Augen oder er fuchtelte mit den Armen, als stände er mit unsichtbaren Mächten im Kampf. Durch Zufall geriet ich seinem Treiben auf die Spur.

Ich holte Holz aus dem Estrich und vernahm, indes ich den Korb mit Scheitern füllte, ein sonderbares Rascheln im nahen Stroh. Poehenden Herzens hielt ich inne und lauschte mit gespitzten Ohren. Ein langsam näherkommendes Knistern und Schnaufen jagte mir die Angst in die Seele.

Hatte sich am hellen Tag etwa ein Dieb eingeschlichen, um nächtlicherweile das Haus zu durchsuchen? Sobald ich die Furcht ein wenig überwunden hatte, schaute ich nach. Was da auf allen Bieren aus den Strohwellen gekrochen kam, war kein Einbrecher, sondern unser Verdingmann Näppli, der, die ausgebrannte Pfeife im Mundwinkel, sich betreten aufrichtete und verärgert in den Bart brummte. Aus seiner unwillig zusammengeklauten Erklärung ergab sich, daß er auf dem halsbrecherischen Umweg über den Heustock und die Stroh Bühne den Dachboden und von hier seine Kammer erreichen wollte. Gefährlich war dieser Weg deshalb, weil an gewisser Stelle ein Verbindungsbalken überklettert werden mußte, der selbst uns verwegenen Brüdern das Schaudern beibrachte. Auf meine Frage, warum er nicht einfach die Treppe benütze, lachte er schalkhaft:

„Meinst du, Hansnarr, ich wolle es den Leuten auf die Nase binden, wenn ich mich zu ungewohnter Stunde in mein Heiligtum verziehe? Nein, das tut der Näppli nicht. Aber geh jetzt, trage das Holz in die Küche hinunter und komme dann zu mir herauf; ich möchte dir etwas zeigen.“

Mit hoher Erwartung betrat ich seinen Gaden, der nur durch eine Luke spärlich Licht erhielt und außer dem Bett bloß ein wackeliges Tischchen und eine Stabelle aufwies. Die nackten, rissigen Holzwände waren mit vergilbten Kalenderbildern überklebt; an einem rostigen Nagel hing Näpplis Segeltuchtasche und an einem andern ein beinahe erblindeter Spiegel. Zu meiner größten Überraschung lagen auf der Tischplatte in peinlicher Ordnung ein Zeichenblock, eine Schachtel angebrauchter Farbstifte, zu allerlei Figuren geschnittene Papierstreifen, Zirkel und Winkelmaß, Lineal und Schere, Radiergummi und Kleister. Nachdem er den Riegel vorgeschoben hatte, zog Näppli einen Schemel unter dem Bett hervor und hieß mich darauf Platz nehmen. Er selber setzte

sich auf die Stabelle und begab sich mit peinlicher Umständlichkeit an die Arbeit.

Auf dem obersten Blatt des Blockes waren bereits die Umrisse eines neuartigen Luftfahrzeuges zu erkennen, eine runde Ballonform, Kabine, Motor und Propeller. Es erschien mir als



Was da auf allen Bieren aus den Strohwellen gekrochen kam, war kein Einbrecher, sondern unser Verdingmann.

ein Wunder, daß Näppli das alles so genau und sauber hatte hinzubringen können. Da ihm keine Vorlagen zur Verfügung standen, hatte er zu diesem kühnen Entwurfe sicherlich die ganze Kraft seines Geistes aufbieten müssen. Unter meinen staunenden Augen fuhr er jetzt den hingehauchten Linien mit Blau- und Braunstift verstärkend nach, so daß sie feste Gestalt annahmen und Näpplis Ideen noch deutlicher in Erscheinung treten ließen. Dann und wann nahm er den Radier-

gummi zu Hilfe, dann und wann rechnete er Maße aus und trug sie in die Planstizze ein. Die Zeit verging uns wie im Fluge, und viel zu früh drückte die Dunkelheit in Nöpfli's Kammer. Ich hob das Gesicht zu ihm auf, und soviel ich sehen konnte, beglückte es ihn offenbar, jemanden gefunden zu haben, der an ihn glaubte. Mit der Bemerkung, daß außer mir kein Mensch von dem großen Werk erfahren werde, bis er von dessen Verwirklichung felsenfest überzeugt sei, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Ich hütete auch dieses Geheimnis, das bisher bedeutendste von allen, wie das Grab.

Das Jahr zählte nur noch wenige Tage, und diese benützte Nöpfli zu eigenartigen Gängen durchs Dorf. Den inzwischen vollendeten, in einer Kartonhülle wohl verwahrten Luftschiffplan in der innern Manteltasche, steckte er gewöhnlich schon bald nach dem Frühstück in festlicher Stimmung von Haus zu Haus. Wie er mir anvertraute, wollte er zuerst einmal die überraschten Augen der Leute sehen und ihre Gesinnung abtasten; und nebenbei konnte er vielleicht den einen und andern Gönner finden.

Es lag ein hoher, feiner Pulverschnee, und damit er in den ungefügten Holzschuhen vorwärts kam, mußte er tüchtig die Pfeife einfeuern. Zur Ehre seiner Streifzüge verbrannte er nicht etwa auf der Straße und in den Aschenbecher der Pinte zusammengelesene Stumpenreste, sondern einen richtigen, grobgeschnittenen Knaster, der ihm ungemain behagte. Außerdem stärkte er sich fleißig am frisch aufgefüllten Brantweinfläschchen.

Bei uns auf dem Lande hausten keine Millionäre, die als Geldgeber für den Bau einer Luftschiffwerft in Frage gekommen wären; es gab da neben einigen größeren Grundbesitzern lauter Kleinbauern, die, weil sie ihre eigenen Sorgen hatten, Nöpfli's Sprüche zwar wohl mit einem Ohr anhörten, ihn aber mit einer Kleinigkeit oder einer spöttischen Bemerkung weiterhielten. Unbeirrt stoffelte er bergauf und bergab, über Steig und Steg, von Tür zu Tür und hielt den guten Leuten, die ihm öffneten, mit wohlgelesenen Worten seinen Plan unter die Augen. Da und dort hieß man ihn eintreten, stellte ihm etwas auf und ließ sich in eine Unterhaltung mit ihm ein. Da und dort vermochte er nicht bloß ein

bedauerndes Kopfschütteln, sondern lebhafte Teilnahme, ja sogar Begeisterung zu erwecken. An jedem dieser Abende steuerte er seine Kammer mit merkwürdiger Schlagseite und mit einem Häufchen Zehn- und Zwanzigrappenstücke an.

Mit diesem Anfangsergebnis nicht ganz zufrieden, verlegte der Luftschiffer, wie er nun fortan im Dorf geheißsen wurde, seine silvesterliche Werbereise in den nahen Hauptort Thutlingen. Der Tag schien ihm für sein Unternehmen besonders geeignet zu sein; denn heute konnte er als sinnvolle Einleitung der Gespräche seine aufrichtigen Glückwünsche für das neue Jahr anbringen. Er tat dies in weltmännisch manierlicher Weise, indem er jedesmal die Pfeife im Hosensack versorgte und den verbeulten Hut vom Strubelkopf nahm. In Thutlingen, wo er besonders günstigen Boden zu finden hoffte, hatte er es auf die Elite der Gesellschaft, auf Rechtsanwälte, Ärzte, Industrielle und Bankdirektoren abgesehen. Aber sei es, daß die Honoratioren am letzten Jahrestag sich mit viel wichtigeren Geschäften zu befassen hatten, sei es, daß sie zu zugeknöpft oder zu aufgeklärt waren, um der Erfindung eines Hugelmannchens Glauben schenken zu können, Nöpfli's Vorstoß über die Gemeindegrenze hinaus wurde mit geringem Erfolg belohnt. Viele verscheuchten ihn wie einen räudigen Hund von der Tür oder drohten ihm wegen Bettel und Hausfriedensbruch mit der Polizei. Nur an den Wirtstischen, wo ihm unentgeltlich manches Gläschen Bähnwasser kredenzt wurde, kam er einigermaßen auf seine Rechnung. Im Laufe des Nachmittags wurde er, schon ein wenig windischief beladen, von Maler Othmar Dübelin aufgegriffen, in dessen Atelier geschleppt und mit fließenden Pinselzügen im Porträt festgehalten. Das Konterfei hängt heute noch als eines der besten Werke des längst ins Grab gesunkenen Künstlers in einer Gaststube der kleinen Stadt und steigt von Jahr zu Jahr im Preise.

Am Silvesterabend erbangten die Großmutter und wir Kinder mit wachsender Sorge Nöpfli's Heimkunft. Der Stall war in Ordnung gebracht, die Kühe waren gemolken und getränkt, und der Luftschiffer ließ sich noch immer nicht blicken, obwohl er spätestens zum Nachtesseu hatte zu Hause sein wollen. Seit dem Einbruch der

Dunkelheit fiel andauernd dichter Schnee, der sich so hoch auf den alten setzte, als wollte der Himmel auf den Jahreschluß hin den ganzen Vorrat ausschütten.

„Wenn er nur den Weg nicht verfehlt!“ jammerte die Großmutter.

Von Zeit zu Zeit trat ich auf die Hofstatt hinaus, horchte in die Stille und rief Nöpfli Namen. Keine Antwort, kein Geräusch, nichts als das lautlose weiße Fallen.

„Es dünkt mich, es habe ein wenig nachgelassen“, log ich, als ich wieder einmal in die Stube zurückkehrte, um die ängstliche Frau zu beruhigen.

„Will's Gott!“ sagte sie.

Um die zehnte Abendstunde, als meine jüngeren Brüder bereits schlafen gegangen waren, vernahmen die Großmutter und ich, die wir wartend auf der Ofenkunst hockelten, dumpfe Schritte auf der Hausflur. Dann kratzte am Scharreisen jemand die Schneestollen von den Schuhen, die Türe wurde aufgestoßen, und in die Stube torfelte, klein und zusammengefallen, der Luftschiffer. Er setzte sich an den Tisch und rang nach Luft. Erschöpft, gebrochen saß er mit ausdruckslosen Augen da. Der Kampf, den er gegen Naturkräfte und menschlichen Unverstand ausgefochten hatte, tobte in seinem Innern keuchend fort. Die Großmutter stellte ihm in einer großen Ohrentasse heißen Milchkaffee und goldgelbes Zopfbrötchen auf; er griff hungrig zu und wurde langsam gesprächig. Keine hundert Rosse brächten ihn in diesem Leben noch ein einziges Mal nach Thutlingen, wo er nur Ablehnung und Spott erfahren und wo man ihn am Ende gar noch ausgenüßt habe, sagte er. Aber er lasse sich durch diese Nörgler und Rappenspalter nicht unterkriegen, er wisse Bescheid um die Bedeutung seiner Pläne und um die Zukunft der Welt, er huste auf diese

Wanste und Philister, die einander neidisch in die Töpfe guckten und sich mit Scheuklappen gegen jeden Fortschritt sperren.

„Es lebe die Luftfahrt!“ rülpste er. „Und jetzt, Frau Kammermann, zur Feier des Tages noch ein Gläschen!“

„Es ist genug an dem, was du heute schon hinuntergegurgelt hast“, wies ihn die Großmutter zurecht.

„Habt einmal ein Einsehen. Es ist doch schließlich Silvester, und wer weiß, ob wir nächstes Jahr zu dieser Stunde noch leben.“

„Es hilft dir alles nichts.“

Doch Nöpfli blieb in hoher Fahrt und versuchte auf jede Weise, das Herz seiner Kostgeberin zu erweichen. Er stand mühsam vom Tische auf und tappte der Wand entlang gegen die Ofenkunst vor.

„An dem da, Eurem Liebling, soll es vergolten werden, wenn Ihr jetzt eine Ausnahme macht, Frau Kammermann“, nörzte er flehenden, beschwörenden Tones und zeigte dabei auf mich. „Denn ich weiß, daß ich ein Vermögen aus meiner Erfindung heraus schlagen werde. Dann sollen



Aber sei es, daß die Honoratioren am letzten Jahrestag sich mit viel wichtigeren Geschäften zu befassen hatten, sei es, daß sie zu zugeknöpft oder zu aufgeklärt waren, um der Erfindung eines Hühelmännchens Glauben schenken zu können ...

mich einige lumpige tausend Franken nicht reuen, unserem Gottfriedli auf die Beine zu helfen. Daß ich über kurz oder lang die Welt umfliegen werde, dafür lege ich die Hände ins Feuer, so wahr ich Jakob Näpfli heiße. Glaubt mir, Frau Kammermann, die Sache hängt nur noch von einer Kleinigkeit, von einer winzigen, lächerlichen Verbesserung ab. O Traum meiner Seele, o Herrgott, wird das ein Aufsehen geben, wenn ich mich federleicht in die Lüfte schrauben, wie ein geölter Blitz über die Wolken hinaus segeln, die Ozeane überqueren, mit den Planetenbewohnern Grüße austauschen und in Amerika oder Australien, auf dem Nord- oder Südpol landen werde. Dann werden sich alle Neider und Schelme in den Haaren krähen. Dann werde ich, so gewiß und sicher ich da in der warmen Stube stehe, als Genie und Wohltäter der Menschheit ausgerufen werden. Wahrhaftig, Frau Kammermann, dann würdet Ihr es bereuen, mir das nichtige Altjahrsgläschen vorenthalten zu haben.“

„Du wirst dir noch den Kopf einrennen“, antwortete die Großmutter auf die lange Rede.

Als Näpfli zur Befräftigung seiner Darlegungen nochmals den Weichselfloß nachfüllte, mit zitternden Fingern ein Zündholz anstrich und es darüber hielt, so daß es sein kupferfarbenes Gesicht erleuchtete, gewahrten wir erst, wie jämmerlich dieses zerkratzt und von Blut überkrustet war. Nach der Ursache seines bedenklichen Aussehens befragt, paßte er zunächst einige Züge und würgte währenddessen an einer Ausrede herum. Nach einer Weile spuckte er grimmig los:

„Die Wagnerbuben, die dem Teufel vom Karren gefallenem Sürmel, lauerten mir vorhin im Wegrant unten auf. Sie tauchten wie aus dem Boden gewachsen plötzlich auf und machten sich über mich her. Sie hatten es vermutlich auf Geld abgesehen, und aus Wut über meine leeren Taschen drückten sie mich in den Dornenhag. Aber den ungeratenen Hunden werde ich helfen, mit einem alten Mann so umzuspringen. Und jetzt also noch ein Schnäpschen, Frau Kammermann, nach allem, was ich heute ausstehen mußte.“

„Es gilt nach wie vor, was ich gesagt habe“, beharrte die Großmutter. „Geh jetzt, wasche am Schüttstein deine Wunden aus, damit du dir keine Blutvergiftung zuziehst.“

„Dazu ist es im neuen Jahr noch früh genug“, warf Näpfli hin und zeigte sich noch keineswegs zum Nachgeben geneigt. „Habt Ihr übrigens meinen Plan schon gesehen, Frau Kammermann?“

Bei diesen Worten langte er in die Busentasche, wühlte darin herum, erschrak und brachte die leere Hand zum Vorschein.

„Die verfluchten Halunken haben ihn mir gestohlen, da aus meinem Rock!“ jammerte er wie erschlagen.

„Du wirst ihn im Rausch irgendwo liegen gelassen oder bei einem Sturz verloren haben. Denn was sollten die Wagnerbuben damit anfangen wollen?“

„Ihr habt am Ende recht, Frau Kammermann; vielleicht liegt er dort unten beim Hag“, murmelte er. „Gelt, Gottfriedli, du holst die Stalllaterne? Wir wollen ihn suchen gehn.“

„Dummes Zeug! Das hat nun wirklich Zeit bis morgen“, erhob die Großmutter wie eine Königin von der Ofenkunst herab Einspruch. „Vorwärts, Näpfli, das Gesicht gewaschen und ins Bett mit dir!“

Brummend und murrend verzog sich der Luftschiffer. Er rumorte und kesselte noch ein Weilchen in der Küche umher und stapfte dann schwer atmend in seine Kammer hinauf.

Als ich in der Nacht zum Neujahr in der Sorge um Näpfli's Plan mich noch lange von einer Seite auf die andere wälzte und dann endlich einschlief, träumte ich von gewaltigen Reichtümern, die meinen Brüdern und mir aus der Erfindung des Fliegens zuströmen würden, von herrlichen Dingen, zu denen sie uns verhelfen sollten. Was mich betraf, so wollte ich Pfarrer, Arzt, zum mindesten aber Lehrer werden, auf jeden Fall ein Mann, zu dem die Menschen in Ehrerbietung aufblicken mußten. Ein prächtiges Haus wollte ich besitzen, ein Haus mit Park und Weiher und besten Wegen, und eine schöne Frau mußte es mit mir bewohnen. Und in der freien Zeit würde ich in die Welt hinausfahren, zu Lande, zu Wasser, vor allem aber in der Luft.

Aus der Traumnacht erhob sich ein frostklarer Neujahrsmorgen. Der verlorengegangene Luftschiffplan, an den ich als zweite Gondel mein eigenes Lebensschiffchen knüpfte, ließ mir keine Ruhe. Deshalb begab ich mich unmittelbar nach

den Stallarbeiten auf die Suche. Ich brauchte nicht weit zu gehen. Der noch frisch erhaltenen Spur des späten Heimkehrers folgend, fand ich an der Stelle, wo die Einfahrt zu unserem Anwesen von der Landstraße abzweigt und zunächst einen Graben überwindet, eine wannenartige Vertiefung im Schnee. Ich schürfte mit den Schuhen darin herum und stieß im Nu auf die Kartonhülle, die den unverfährten Entwurf enthielt. In der Futtertenne nahm der Luftschiffer die Rolle an sich, hob den Deckel ab, vergewisserte sich des Inhalts und stieg damit beglückt in seine Kammer hinauf.

„Das werde ich dir nie vergessen“, sagte er bei seiner Rückkunft.

Im Laufe des Vormittags verließ ich nochmals unauffällig das Haus, um auch den angeblichen Überfall im Wegrant unten abzuklären. Wenn er sich wirklich zugetragen haben sollte, wollte ich mit Wagners Salunken eine von langer Hand her fällige Abrechnung halten, bei der sie nichts zu lachen haben würden. Doch wie ich im stillen vermutet hatte, zeigten sich nicht die leisesten Anzeichen eines stattgehabten Kampfes. Näppli war aus eigener menschlicher Schwäche ausgeglitten und kopfschmerzhaft in die Dornen gefallen. Mit der aus der Luft gegriffenen Behauptung hatte er bloß seinen Raub beschönigen wollen. Als ich mich einige Tage später bei ihm erkundigte, wann er nun endlich die Wagnerbuben bei der Schulbehörde zu verklagen gedenke, schaute er mich groß und verständnislos an. Und damit war die Sache begraben.

*

Während des Frühlings und Sommers nahm das Leben auf dem Höflein seinen naturhaften Gang. Ein Tag glich dem andern, und doch war jeder einzelne neu und herrlich und für die beiden alten Leutchen ein Geschenk des Himmels. Es schlugen keine hohen Wogen an unser stilles Ufer. Wir drei Brüder arbeiteten neben dem Schulbesuch eifrig in Scheuer und Stall, in Feld und Wald. Die Großmutter gab ihre Anweisungen, besorgte den Haushalt, rechnete und hielt alles zusammen, fütterte die Hühner und schürigelte den Luftschiffer, wenn er gelegentlich zu scharf ins Gläschen geschaut hatte. Die verrückte Elisa-

beth hockte an schönen Tagen wie eh und je auf dem Fenstersims, ließ die Welt auf sich beruhen und nickte aus ihrer Dunkelheit den Takt zum eintönigen Lauf der Stunden.

Der September wob schon wieder zarte Fäden in die Atmosphäre, und bald krochen die ersten Oktobernebel aus den Mulden. Die Kartoffeln waren eingebracht, und wir rüdten bereits zum Rübenscharben aus. Näppli fühlte offensichtlich seine hohe Zeit wieder nahen. Denn er sonderte sich von den andern ab und hädelte gern für sich allein am Rande des Ackers; er säuberte die Gemarkung und kragte einige weggerollte Erdklumpen auf unser Grundstück zurück. Dabei stützte er sich oft auf den Hauenstiel und schaute versunken in die Ferne. Beim Bieruhrbrot warf er einmal die Bemerkung hin, sein neuer Luftschiffplan weise dann bedeutende technische Verbesserungen auf, auch habe er in Thutlingen endlich einen einflußreichen Gönner gefunden, der bei den eidgenössischen Behörden zum Rechten sehen werde. Zeitungsberichte hätten kürzlich von einem deutschen Grafen namens Zeppelin gemeldet, der ihm in der Eroberung der Luft zuvorkommen möchte. Er fürchte zwar dieses Schwäblein, diesen Nachahmer und Stümper, keineswegs, doch seien jetzt immerhin Eile und Entschlußkraft geboten. Näppli sagte das alles mit der Betonung und der Selbstsicherheit eines Mannes, der am guten Gelingen seines Unternehmens nicht einen Augenblick mehr zweifelt.

Ausgerechnet in diesen Tagen geschah etwas, das den Luftschiffer im Grunde der Seele schwer verletzte. Als wir eines Abends von der Arbeit im Hard auf unsern Berg zurückkehrten, las ich unterwegs einen metallisch glänzenden Gegenstand auf und gewahrte halb erstaunend, halb erschreckend, daß mir eine Flobertpatrone in die Hand geraten war. Weil ich mich leise vor ihr fürchtete, sie aber doch nicht wegwerfen mochte, schob ich sie im Gehen gedankenlos in Näpplis linke Rocktasche. Niemand hatte von meinem Fund und seinem Verschwinden auch nur das geringste gemerkt. In Näpplis weiter und abgründiger Tasche, die ein Arsenal für alle möglichen Dinge bildete, war das Geschloß vorläufig unschädlich gemacht und doch in Reichweite aufgehoben. Dieser beruhigenden Überlegung folgte

die zweite, daß sich vielleicht schon sehr bald eine Verwendungsmöglichkeit ergeben würde, da der mir befreundete Bäckerssohn Paul Tschamper sich mit dem Gedanken trug, beim Thutlinger Messerschmied und Waffenhändler Hächler ein Flobertgewehr zu kaufen. Wie froh würde ich da über mein geheimes Munitionslager sein!

Wir waren nach dem Nachtessen in der großen Stube versammelt und besprachen die Arbeiten des nächsten Tages. Die Kannenbirnen sollten gepflückt und die Tauche mußte wieder einmal ausgefahren werden, auch fehlte es noch an Streue und Brennholz für den Winter. Vor dem Schlafengehen erzählte uns die Großmutter aus ihrem unerschöpflichen Schatz von Sagen und Legenden, Geistergeschichten und Schnurren das Grimmsche Märchen von der Rake und der Maus. Näpfli, der seinen Lieblingsitz auf der Wandbank eingenommen hatte, bat die Bäuerin, mit dem Erzählen zuzuwarten, bis er die Pfeife ausgeklopft, nachgefüllt und wieder in Brand gesetzt habe. Sobald der Kloben fürfelnd zu qualmen begann, hob die hochthronende Rhapsodin an:

„Eine Rake und eine Maus, die miteinander lange in Unfrieden gelebt hatten, wurden endlich vernünftig und schlossen Freundschaft, um die Sorgen des Daseins mit vereinten Kräften meistern zu können. Eines Tages entdeckten sie im Keller einen Hafen voll eingesottener Butter. Der herrliche, verlockende Duft stach ihnen so sehr in die Nase, daß sie den Fund sofort als ihr Eigentum zu betrachten beschloßen. Sie schlepten den Raub zu nächtllicher Stunde in den nahen Kirchturm und verbargen ihn auf dem Gebälk der Glockenstube vor den Menschen. Sie schworen sich gegenseitig, den Vorrat nicht eher anzutasten, als bis sie seiner in der kalten Jahreszeit bedürfen würden.

Das Räkchen war ein unersättliches Schleckmaul, und da ihm das Erharren des Winters schwer fiel, war es auf alle möglichen Ränke und Schliche bedacht, um das Mäuschen zu überlisten. Eines Morgens sagte es zu seiner Freundin:

„Ich bin von meiner Sippe als Patin zu einer Taufe in die Kirche geladen. Du wirst begreifen, daß ich dich nicht mitnehmen kann?“

„Sehr gut begreife ich das. Geh du nur allein und freue dich von Herzen,“ antwortete das leichtgläubige Mäuschen.

Doch weil die Taufe eine abgefeimte Erfindung war, schlich die Rake in die Glockenstube hinauf und tat sich am Buttertopf gütlich. Als sie mit vollgeessenem Bauch heimkehrte, drückte sie sich mit schlechtem Gewissen in den Ecken umher und vermied es, ihrer Freundin in die Augen zu sehen.

„Ist euer Kind nicht feiernswert, da du mir nicht einmal sagst, wie es heißt?“ wagte die Maus zu fragen.

„Sautab“, murkte die saubere Patin und strich sich mit der Pfote über die Schnauze, als wollte sie noch einige Butterreste wegwischen.

Ein sonderbarer Name, dachte die Maus. Doch sie schwieg um des Friedens willen.

Einige Wochen später wiederholte sich die nämliche Geschichte. Wiederum empfand die Rake ein gieriges Verlangen nach der Butter, und wiederum log sie eine Taufe in ihrer Sippe vor, zu der sie als Patin erkoren sei.

„Geh du nur; ich gönne dir diese Ehre von Herzen“, ermunterte sie die ahnungslose Gespanin.

Und neuerdings erkletterte die Rake das hohe Gebälk des Glockenstuhls und fraß sich satt. Ihr Gewissen regte sich diesmal schon viel weniger als früher, und als sie gefragt wurde, wie das Rakenkind getauft worden sei, antwortete sie ohne jede Verlegenheit: „Halbaus“.

Ein merkwürdiger Name, dachte das Mäuschen abermals.

Zur Zeit der Spätherbststürme befiel die Rake zum drittenmal ein unüberwindliches Gelüsten nach der Butter. Dem Mäuschen gegenüber trug sie die alte, bewährte Lüge von einer Taufe in ihrer Sippe vor.

„Es tut mir leid, daß du nicht mitgehen kannst“, heuchelte sie mit scheinheiligem Augenaufschlag.

„Geh nur und freue dich“, antwortete das gute Mäuschen.

Diesmal blieb die Patin länger fort als sonst. Und als sie endlich nach Hause zurückkehrte, hatte sie sich schon so sehr an ihre Freveltaten gewöhnt, daß sie in keiner Weise mehr an schlechtem Gewissen litt.

„Wir haben es lustig gehabt, und das heute getaufte Kind heißt „Ganzaus“,“ sagte sie leutselig, ohne daß sie erst gefragt werden mußte.

„Eure Sippe liebt sonderbare Namen“, bemerkte das Mäuschen. „Willst du mir nicht erklären, was «Hautab», «Halbaus» und «Ganzaus» bedeuten?“

„Das würdest du doch nicht verstehen“, schnurrte die Rake.

Das Mäuschen schöpfte jetzt endlich Verdacht, ihre Freundin nehme es mit der Wahrheit nicht allzu genau, doch schwieg es noch immer. Und da die Rake wider alles Erwarten zu keiner Taufe mehr geladen wurde, hielt die gute Stimmung bald wieder ihren Einzug.

Als der Winter kam und alles Stein und Bein gefror, sagte eines Tages das Mäuschen zur Rake:

„Jetzt ist es Zeit, an unseren Vorrat zu denken.“

„Es ist um Neujahr noch immer früh genug“, beschied die Rake.

„Mich hungert, mich friert“, flehte das Mäuschen.

„Wohlan denn, wenn du nicht warten kannst“, miaute die Rake mit einem drohenden Klang in der Stimme.

So begaben sich die beiden auf den Weg nach dem Glockenstuhl. Das Mäuschen sprang freudig voraus auf das Gebälk, erkletterte den Buttertopf und stieß vor dem leeren Abgrund einen Schrei des Entsetzens aus. Sobald es sich ein wenig gefaßt hatte, erhob es, vor Elend und Zorn noch immer zitternd, gegen die Rake ernsthafteste Vorwürfe:

„Nun weiß ich, du Falsche, warum du so oft an Taufen teilnehmen mußt; nun weiß ich, was die Namen «Hautab», «Halbaus» und «Ganzaus» zu bedeuten haben; nun weiß ich...“

Doch das betrogene Mäuschen konnte nicht ausreden; denn die Rake, die schon bei den ersten Worten den Rücken zum Buckel gekrümmt hatte, streckte es mit der Tazge nieder:

„Weil du nicht schweigen kannst und obendrein noch frech wirst und maulst, mache ich dir zum Schluß den Garaus.“

In ihrer Wut warf sie auch den leeren Butterhafen in Scherben.“

Die Erzählerin hatte die Fabel kaum beendet, als die Bauernstube von einer fürchterlichen Explosion erbehte. Wir Brüder schnellten von den Sizen empor, um zur Großmutter auf die Ofenkunst zu flüchten.

„Die Fenster auf!“ befahl sie geistesgegenwärtig.

Es verstrich eine Minute, bis man einander wieder zu sehen vermochte. Und da richteten sich aller Augen auf den Luftschiffer, der, ein Jammerbild, beide Hände an die Tischplatte klammerte und aus geschwärztem Antlitz vor sich hinstarrte. Der verbeulte Filz, den er auch in der Stube nie abnahm, war ihm vom Haupt geflogen, und von der in hundert Splittern auf dem Fußboden herumliegenden Pfeife hielt er nur noch den Beißer zwischen den Lippen. Plötzlich ging mir ein Licht darüber auf, daß ich der Urheber des Erdbebens war, indem ich die Flobertpatrone in jene Rocktasche geschoben hatte, in welcher Näpfli außer Schnüren und Knöpfen, schön geformten Schneckenhäuschen und Glimmersteinen, Nägeln, Nickelmünzen und Streichhölzern auch seinen Tabak aufbewahrte. Erschauernd malte ich mir das



Und da richteten sich aller Augen auf den Luftschiffer, der, ein Jammerbild, beide Hände an die Tischplatte klammerte und aus geschwärztem Antlitz vor sich hinstarrte.

Unglück aus, das aus meiner Unvorsichtigkeit hätte entstehen können, wenn die Ladung dem zum Tode erschrockenen Mann ins Gesicht geflogen wäre. Es lief mir wie in hohem Fieber heiß und kalt über den Rücken, und ich dankte Gott aus tiefer Seele, daß er Glimpf und Güte hatte walten lassen. Ich wollte erklären, wie alles gekommen war, aber die Worte blieben mir im Halse stecken.

„Es dünkt mich, du seiest zu alt zu solchen Streichen“, rügte die Bäuerin den Luftschiffer, ohne die Zusammenhänge zu ahnen.

„Sagt das diesen Lausbuben da, mit denen ich von heute an fertig bin“, gab der Zurechtgewiesene bitter zurück. Sein Blick ging von einem zum andern und blieb zuletzt voller Verachtung an mir haften. „Du Bengel, du Flegel, du Satan! So wie du hat mich noch keiner enttäuscht“, fügte er fast traurig bei. Damit löste er die zitternden Finger von der Tischplatte, spuckte den Beißer als Überrest seines Wolfenschlotes weit von sich in eine Stubenecke und wandte zur Türe.

Jetzt erst, als mich die Großmutter fragend betrachtete, vermochte ich den ganzen Sachverhalt ohne Beschönigung zu schildern.

„Du kannst von Glück reden, Gottfried. Hüte dich in Zukunft vor derartigem Teufelszeug“, sagte die gute Frau.

„Ich weiß es, Großmutter. Und ich verspreche es dir“, antwortete ich kleinlaut.

Seit diesem Ereignis zog sich durch die Gemeinschaft unseres Hauses ein unverschießbarer Riß. Nöpfli, dem so übel mitgespielt worden war, ließ sich nie mehr in der großen Stube nieder. Wenn er nicht etwa einen Gang ins Dorf unternahm, trappte er am Feierabend immer sogleich in seine Kammer hinauf. Er überhörte geflüstert unsern Gruß und ging uns aus dem Wege, wo er nur konnte. Zweimal, dreimal versuchte ich im Laufe der folgenden Wochen, mich ihm zu nähern, ihn anzureden, ihn um Nachsicht und Entschuldigung zu bitten; doch er wandte sich jedesmal schroff von mir ab. Drunten im Dorfe lief bald das Gerücht, der Luftschiffer suche einen andern Kostplatz, da er wegen der drei ungeratenen Brüder, die seine Tabaktasche in einen Munitionsladen verwandelt hätten, sich des Lebens nicht mehr sicher fühle. Am meisten ärgerte und wurmte mich, daß er sich mir gegenüber auch über

seine weiteren Flugpläne ausschwiege. Das Vertrauen und die Freundschaft waren zerstört. Unser Verdingmann behandelte mich fortan als Luft, als eine Null, als ein Nichts. Mehrmals dachte ich daran, ihm einen ausführlichen Brief zu schreiben und ihn damit zur Änderung seiner Haltung zu bewegen; aber ich verwarf diesen Gedanken immer wieder, weil ich wußte, daß er die Epistel ungelesen ins Feuer werfen würde.

Denn auch in Nöpfli selber war etwas zerbrochen. Der vermeintliche gemeine Verrat hatte ihn, der innerlich so viel auf sich hielt, derart getroffen, daß er nicht darüber hinwegkam. Wohl war der Winter gekommen, wohl standen wieder Weihnachten und Neujahr vor der Schwelle; er aber, der sich sonst um diese Zeit in hoher Fahrt befand, frißelte und schnörkelte, zeichnete und zauberte kein Strichlein mehr auf den Zeichenblock. Sein Genie war lahmgelegt. Die Wunde der erlittenen Schmach eiterte in ihm fort und vergiftete seinen Erfindergeist.

Dahin war also der Traum von den Reichtümern, die mir der Weltumflieger Jakob Nöpfli hinterlassen wollte; dahin der Traum von Gelehrsamkeit und Würde, von dem prächtigen Haus mit Park und Weiher und der schönen Frau, die es mit mir bewohnen würde; und dahin der Traum von den weiten Reisen in die Welt hinaus; dahin und verschwunden alles durch meine Unbedachtsamkeit mit der Flobertpatrone.

Am diesjährigen Silvesterabend kam der Luftschiffer, der in letzter Zeit den Branntwein aus reinem Troß wie die Pest gemieden hatte, unerwartet mit einem Bombenrausch nach Hause. Mühsam erkletterte er auf allen Vieren, wie dies früher gelegentlich geschehen war, die Treppe und erreichte schwer atmend seinen Gaden. Nach einigen Augenblicken der Stille und Sammlung zerßlug er an der Stabellenlehne die Schnaps-gutter mit solcher Wucht, daß wir es drunten in der Stube klirren und scherbeln hörten. Unter diesem wohlklingenden Neujahrsgeläute trug Nöpfli seine alte Busenfreundin zu Grabe, nachdem er seine Idee von der Eroberung der Luft schon vorher abgeschworen hatte.

Im Frühling darauf brannte unser Heimwesen nieder. In der Schreckensnacht reichte ich dem Luftschiffer, der sich unter Lebensgefahr und

bloß in Hemd und Hose an der Rettung des Viehs beteiligt hatte, unter dem großen Nußbaum dankbar die Hand. Den zuerst zaghaften, dann entschlossenen Gegendruck seiner Finger empfand ich als Verzeihung und Gnade.

*

Viele Jahre nach diesen Ereignissen übernachtete ich auf einer Jurawanderung in einem Dorfe, wo ich unter einem merkwürdigen Zwang an den Luftschiffer denken mußte. Es lag etwas in der Atmosphäre des Ortes, das diese Gestalt der Jugendzeit in mir aufrief. Mit dem hochbetagten, immer noch rüstig und freundlich herumgehenden Gastwirt, der sich eine Weile an meinem Tischchen aufhielt, geriet ich in ein unterhaltbares Gespräch. Im Verlaufe desselben erkundigte ich mich wie von ungefähr, ob er sich vielleicht eines früheren Dorfgenossen Jakob Näppli erinnern könne.

„Unseres einstigen Gemeindepräsidenten?“ fragte er.

Ich zuckte die Achsel.

„Es trug bei uns sonst niemand diesen Namen. Er war von auswärts zugezogen und ein seltsamer Mann“, fuhr mein Nachbar lebhaft fort.

„Dann wird es wohl stimmen“, nickte ich ermunternd.

Der Gastwirt sann für eines Atemzuges Länge über das Vergangene nach und hob dann zu erzählen an:

„Näpflis Geschichte nimmt sich in den Annalen unseres Uhrmacherdorfes sonderbar aus. Als Fremder lebte er sich rasch in unsere Gegend ein; er befaßte sich bald mit öffentlichen Angelegenheiten, sprach in den Gemeindeversammlungen manch kluges Wort und gewann das allgemeine Vertrauen der Bevölkerung. Er wurde in die Behörde gewählt und kurz darauf zum Gemeindepräsidenten erkoren. Was immer er sich in den Kopf setzte, das führte er mit Umsicht und Beharrlichkeit durch. Daneben stellte er auch im Atelier seinen Mann. Man sah ihn von früh bis spät an der Arbeit. Den blauen Montag, der damals bei den Uhrmachern noch Sitte war, widmete er den Kanzleigeschäften. Seiner Tatkraft verdanken wir eine heute noch ausreichende Wasserversorgung, eine tüchtige Feuerwehr, den Ausbau der

Wege zur besseren Bewirtschaftung der Alpen und Wälder, Anschlüsse an den Verkehr und viel anderes. Er brachte das Gemeinwesen zu ungeahnter Blüte, und die Weitsichtigen sahen ihm die vermehrten Ausgaben und höheren Steuerlaste willig nach.

Zu der Zeit, da Jakob Näppli die Talschaft im Großen Rat vertrat, projektierte er eine Bahnverbindung über die Hohmatt. Er scheute kein persönliches Opfer, um seinen weitsichtigen Plan zu verfechten; er hielt Vorträge in den interessierten Gemeinden und verhandelte mit den zuständigen Amtsstellen in Bund und Kanton. Alles befand sich auf gutem Wege, da scheiterte das Vorhaben an einer Krise in der Uhrenindustrie. Alle Räder standen still, die Werkstätten entleerten sich, und eine bisher nie erlebte Arbeitslosigkeit warf ihre Schatten auf unsere Gegend.

Auch Näppli wurde auf die Straße gestellt und durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch, den er als arge Beleidigung seines eigenen Schicksals empfand, rettungslos in die Tiefe gerissen. Da er es mit der Würde eines Gemeindepräsidenten nicht vereinbaren konnte, der öffentlichen Unterstützung teilhaftig zu sein, legte er sein Amt nieder und zog sich grollend in seine vier Wände zurück. Dort rang er in seiner Leidenschaftlichkeit mit noch viel kühneren Ideen, als die Eisenbahn gewesen war. Er wollte nämlich nichts Geringeres als das Fliegen erfinden. In seiner Wohnung richtete er eine Experimentierstube ein, deren Betreten selbst seinen Angehörigen untersagt war, und Tag und Nacht saß er hinter verschlossener Tür über wunderlichen Modellen und Zeichnungen. Seine Frau, die eine Hiesige war und sich nicht gern dem Spott der Leute aussetzen wollte, begann an ihm herumzubräteln, das sei verrücktes Zeug, was er probire, und zu nichts nützlich, als ihn in Schulden zu stürzen. Wenn er zum Essen gerufen wurde oder wenn Besuch da war, schrie er, daß man es in den Nachbarhäusern hören konnte, man möge ihn um Gotteswillen in Ruhe lassen. Das brachte die gute Frau noch mehr gegen ihn auf; sie schämte sich seiner und nannte ihn einen Phantasten und Luftnarren, in dessen Kopf etwas in Unordnung geraten sei. „Nur Geduld“, polkerte Näppli etwa auf, „ihr laßt jetzt über meine Versuche; aber es kommt

ein Tag, da ihr erkennen werdet, daß ich euer abseitiges Nest zu Weltruhm erhoben habe.'

Doch es brachen für Nöpfli schlimme Tage an. Die Nörgeleien seiner Frau bekamen Füße und liefen geschwind wie der Biswind durch die Gassen, wo sie überall Einlaß fanden. Wie früher für die Eisenbahn, so unternahm er auch jetzt wieder Werbereisen nach allen Richtungen; aber je weiter diese Fahrten führten, um so fragwürdiger wurde die Verwirklichung seiner Flugpläne. Und wenn es einmal im Gebälke zu krachen beginnt, dann stürzt bald das ganze Haus zusammen. Die ihm einst bezeugte Hochachtung schmolz wie ein Häufchen Schnee im Föhn dahin. Er ergab sich dem Trunke, und nun waren es die gebrannten Wasser, die ihm den letzten Boden unter den Schuhen wegschwemmten. Man dachte nur noch ungern daran, daß der verstiegene Schwärmer und Saufaus einmal die Geschicke des Gemeinwesens gelenkt hatte. Die Kinder trieben ihren Mutwillen mit ihm, wenn er wie ein steuerloses Schiff von Straßenrand zu Straßenrand schlingerte; seine Ehe ging in die Brüche,

und die wenigen ihm treu gebliebenen Freunde fielen alle von ihm ab. Im Umsehen war er nur noch ein Schatten, ein Zerrbild seiner einstigen flotten Erscheinung. Aber auch jetzt behalf er sich zuweilen noch mit Sprüchen, die einen aufhören ließen und zum Nachdenken zwangen. So etwa, wenn er behauptete, daß nur derjenige Großes zu leisten vermöge, der auch den Mut zum Abenteuer aufbringe. Nöpfli besaß diesen Mut in besonderem Maße. Die Krise in der Uhrenindustrie zog sich durch Jahre hin; von einer Rückkehr zu geregelter Arbeit, die seine Rettung gewesen wäre, konnte noch lange nicht gesprochen werden. Um dem verarmenden Dorfe weitere Lasten zu ersparen, schob ihn die Behörde in seine Heimatgemeinde ab. Aber die Erinnerung an ihn bleibt lebendig; denn als für die Talschaft endlich wieder bessere Zeiten kamen, da wurde sein Bahnprojekt doch noch ausgeführt."

Hier beendete der Gastwirt seinen Bericht.

Am nächsten Tage setzte ich, mit dem Wissen um ein seltsames Menschenjchicksal bereichert, meine Wanderung über die Juraberge fort.

